

Die Sprache, die dem einen Verstehen ermöglicht, wird dem anderen zum Verstehenshindernis. Sprache schafft immer zugleich Verstehen und Nichtverstehen, sie verbindet und trennt.

Gerhard Ebeling

Kirchliche Sprachlosigkeit?

Ein Reden von kirchlicher Sprachlosigkeit – und sei es mit einem Fragezeichen versehen – mag einigermaßen kurios wirken. Es scheint eindeutig die Fakten gegen sich zu haben. Gehört nicht – trotz aller Kritik an den sprachlichen Sitten und Unsitten, die auf Kanzeln und theologischen Kathedern im Schwange sind – die Kirche nach wie vor zu den größten Sprachproduzenten und Wortlieferanten? Gibt es überhaupt eine Institution, die so viele Menschen so häufig anspricht – zumindest potentiell – wie die Kirche? Zeigt nicht die Aufmerksamkeit, die kirchliche Verlautbarungen erreichen – man denke an manche päpstliche Enzykliken, man denke an die Anstöße, die beispielsweise von der Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz über die Grundwerte ausgegangen sind –, daß es der Kirche immer noch gelingt, sich zu explizieren, sich verständlich zu machen? Widerlegt nicht die Resonanz, die das sogenannte religiöse Buch findet, jene nörgelnden Auguren, die schon längst das Ende der religiösen Sprache konstatiert oder aber prognostiziert haben?

Umgekehrt sollte man allerdings die Frage zumindest zulassen, ob sich nicht hinter dem zweifellos existierenden kirchlichen *Wortreichtum* eine *substantielle Sprachnot* verbergen könnte, ob nicht in einem Schwall von Wörtern das eine heilsame Wort mehr verschwiegen als gesagt wird. Es ist ja etwa des Nachdenkens wert, daß die erwähnten kirchlichen Verlautbarungen vor allem insoweit Interesse finden, als sie sich mit gesellschaftspolitischen Fragen befassen, während Dokumente mit Verkündigungscharakter – äußerst rare Ausnahmen seien konzediert – meist von vorneherein zu einem Schattendasein verurteilt sind. Man braucht sich nur – um es extrem und vielleicht etwas simpel zu exemplifizieren – zu vergegenwärtigen, welche Resonanz z. B. *Populorum Progressio*, und welche Resonanz theologische Enzykliken Pauls VI. gefunden haben. Oder man braucht sich nur – um zum Testfall und Ernstfall kirchlichen Redens zu kommen – zu fragen, wie schwer es die meisten Hörer – und auch wohl viele Sprecher – mit der *Predigt* haben. Ohne alles redliche Bemühen zu verkleinern, ohne so zu tun, als ob es die

gelingende Kommunikation zwischen Prediger und Hörer (und beider zusammen mit der Botschaft und der Situation ihrer Verkündigung) überhaupt nicht gäbe – das häufig schwer definierbare Gefühl ist doch sehr weit verbreitet, daß man Sonntag für Sonntag kirchliche Sprachlosigkeit erlebt. Dadurch, daß der Funke von Zeit zu Zeit doch zündet, wird dieser vage Eindruck nicht gegenstandslos, im Gegenteil, er wird für den „Normalfall“ in der Zeit dazwischen eher verstärkt.

Sprachnot

Nun wäre es natürlich ebenso kurzschlüssig wie ungerecht, das Unbehagen an der Predigt – das sich im übrigen leicht auch bei den anderen Formen kirchlicher Verkündigung namhaft machen läßt – einfach den Verkündigern in die Schuhe zu schieben und mit mangelnder Vorbereitung, unzureichender homiletischer Ausbildung oder anderweitiger Überlastung zu erklären. Gewiß mögen diese Faktoren alle eine Rolle spielen. Sie sind aber weder zeit-spezifisch noch besonders aussagekräftig. Die Ursachen müssen offensichtlich tiefer liegen.

Es könnte sein, daß die Sprachnot, die viele Empfänger kirchlicher Verkündigung erfahren und in die sie dementsprechend auch selber immer stärker geraten, zumindest zu einem Teil daher rührt, daß die Sprachnot nicht wahrgenommen und nicht ernstgenommen wird, in der wir uns qua Zeitgenossenschaft vor aller Anstrengung zu kirchlichem Reden (oder Zuhören) befinden. Es gehört zur Signatur der Moderne, daß das selbstverständliche Zutrauen in die Sprache geschwunden ist, sowohl was ihre Fähigkeit, die Wirklichkeit adäquat einzufangen, wie auch was ihre Eignung betrifft, zwischen den Menschen wirkliche Kommunikation herzustellen.

Sensible Geister diagnostizierten das bereits zu Beginn unseres Jahrhunderts. Klassisch formuliert wurde es 1901 von *Hugo von Hofmannsthal* in dem fiktiven Brief des Lord Chandos. Dort heißt es: „Mein Fall ist, in Kürze,

dieser: Es ist mir völlig die Fähigkeit abhanden gekommen, über irgend etwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen.“ Und weiter: „Die abstrakten Worte, deren sich doch die Zunge naturgemäß bedienen muß, um irgendwelches Urteil an den Tag zu geben, zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze.“ Schließlich: „Es zerfiel mir alles in Teile, die Teile wieder in Teile, und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen. Die einzelnen Worte schwammen um mich; sie gerannen zu Augen, die mich anstarrten und in die ich wieder hineinstarren muß...“ Selbst wenn man diese Aussagen durch Bezug auf ihren literaturgeschichtlichen Ort und ihren Sitz im Leben des Autors relativiert, bleiben sie noch repräsentativ genug für zeitgenössisches Sprachempfinden, zumal wenn man bedenkt, in wie vielfältigen anderen Formen dieselbe Diagnose seither formuliert wurde. Der Terminus *Sprachskepsis*, der sich dafür eingebürgert hat, ist inzwischen fast abgedroschen. In Theologie und Verkündigung scheint ihm seine Entdeckung noch bevorzustehen. Jedenfalls könnte es heilsam sein, sich darauf einzulassen.

Neben dieser untergründigen hat die Sprachnot, aus der heraus und in die hinein verkündigt werden soll, eine sehr manifeste Dimension in einer *Verkümmern der Alltagsprache*. Mit der Komplizierung der Kommunikationsbedingungen und der quantitativen Ausweitung der Kommunikation – sowohl bezüglich der Partner wie der Gegenstände – hat sich die Sprache, mit der wir alltäglich umgehen, zunehmend vereinheitlicht und formalisiert, sie hat an Farbe und Ausdrucksmöglichkeiten verloren. Jeder kann das feststellen, der einmal versucht, den Allerweltsjargon bei sich selber zu beobachten, mit dem er durchschnittlich mit jemandem über etwas redet. Wurden früher Sprachfähigkeit und Verständigungsmöglichkeit durch Sprachbarrieren zwischen Ständen und Bildungsschichten behindert (die es heute natürlich in gewissem Umfang auch noch gibt), so werden sie heutzutage in erster Linie durch einen *Einheitsklang* behindert, mit Hilfe dessen sich über alles und jedes oberflächlich reden läßt. Nuancenreichtum und Vielfalt des Ausdrucks in der Umgangssprache gibt es am ehesten noch in den *Dialekten* (es ist deshalb vielleicht gar nicht so abwegig, daß man Versuche mit Dialektpredigten gemacht hat; ob mit Erfolg, sei dahingestellt). Aber sie werden – trotz einiger Versuche der Vitalisierung – immer weniger gesprochen und wenn, dann immer stärker in Richtung der von den Medien uniformierten Sprache abgeschliffen. Daß dieser Jargon weder die religiösen Partikel, die in unserer überlieferten Sprache reichlich enthalten sind, bewahrt noch besonders geeignet ist, mit Inhalten der Verkündigung gefüllt zu werden, liegt auf der Hand.

Was von der *Sprachtheorie* her auf das kirchliche Reden zukommt, ist ebenfalls eher dazu angetan, kirchliche Sprachnot zu befestigen als zu beheben. Und zwar ist die Verkündigung von dort her einem Wechselbad radikaler Kritik und – ebenso problematisch – scheinbar pauschaler Bestätigung ausgesetzt. Sehr verkürzt gesagt: auf der einen Seite wird der *Verdacht der Sinnlosigkeit* aller religiösen

Rede erhoben, wird verlangt, daß man über das schweigen solle, über das man nicht „vernünftig“ reden könne, wird religiöse Sprache geradezu als Paradebeispiel ideologischer Verzerrung und unaufgeklärter Traditionsgebundenheit beschworen, so daß es jemandem, der von Amts wegen damit zu tun hat, schon die Stimme verschlagen könnte. Auf der anderen Seite ist die sprachtheoretische Bestätigung religiöser Sprache als eigenes „*Sprachspiel*“ dazu angetan, einen unbekümmerten Umgang mit ungedeckter sprachlicher Währung zu legitimieren.

Über all das hinaus – und indirekt dadurch sicher mitbedingt – hat die Sprachnot ihre eigene *theologische Dimension*. Durch inflationären Gebrauch scheinen auch zentrale Begriffe des Glaubens und der Verkündigung abgewertet und als Verständigungsmittel nur noch bedingt tauglich zu sein. *Johann Baptist Metz* hat mit einer suggestiven Formulierung von „verbrauchten Geheimnissen“ gesprochen. Und die eindringlichste Beschreibung dieses Phänomens sind nach wie vor jene Sätze von *Dietrich Bonhoeffer*, in denen es heißt: „Aber auch wir selbst sind wieder ganz auf die Anfänge des Verstehens zurückgeworfen. Was Versöhnung und Erlösung, was Wiedergeburt und heiliger Geist, was Feindesliebe, Kreuz und Auferstehung, was Leben in Christus und Nachfolge Christi heißt, das alles ist so schwer und so fern, daß wir es kaum mehr wagen, davon zu sprechen. In den überlieferten Worten und Handlungen ahnen wir etwas ganz Neues und Umwälzendes, ohne es noch fassen und aussprechen zu können...“ (Widerstand und Ergebung, München/Hamburg 1966, S. 152).

Fluchtversuche

Natürlich gibt es Versuche – theoretische und praktische –, damit zu Rande zu kommen, bisweilen gelingen sie auch. Aber allgemein wahrgenommen, geschweige denn aufgearbeitet ist diese Sprachnot noch längst nicht. Entwürfe einer Theologie der Sprache in aktueller Perspektive sind über erste Ansätze hinaus kaum gediehen, und diese sind nicht hinreichend rezipiert. Es kann deshalb nicht verwundern, daß man als Hörer der „normalen“ Verkündigung – was in der Regel die Predigt ist – häufiger Versuchen begegnet, sich vor den Herausforderungen unserer Sprachsituation zu drücken, als solchen, in ihrem Horizont zu reden. Das hat zur Folge, daß dann weder für den Hörer noch für die Botschaft die richtigen Worte gefunden werden.

Es gibt einige Muster solcher Fluchtversuche – um nichts anderes handelt es sich letztlich –, die man mit ziemlicher Regelmäßigkeit immer wieder antrifft. Da ist zunächst die *antitheologische Attitüde*. Sie reagiert auf die von Theologen signalisierten Übersetzungsschwierigkeiten und auf die von ihnen gemachten Vorschläge, sie zu beheben, damit, daß sie die Theologie verdächtig macht. Es gehört zu den unerfreulichsten Indizien geistlicher Sprachnot, wenn man sich aus der sprachlichen Bedrängnis dadurch hinausredet, daß man diejenigen, die sie konstatieren und die et-

was gegen sie tun wollen, pauschal anschwärzt. Man kann sich da manchmal an die Zeiten erinnern fühlen, in denen die Überbringer schlechter Nachrichten für ihre Nachrichten büßen mußten. An den Interessen der Rezipienten geht das vorbei: ihnen wäre entweder damit geholfen, daß man sie mit theologischen Querelen verschont oder daß man sie nüchtern und redlich mit dem Ertrag und den Schwierigkeiten theologischer Bemühungen um das richtige Wort für heute bekanntmacht.

Eine vergleichbare Art, Unsicherheit durch betont sicheres Gebaren zu kompensieren, ist die *Polemik* gegen die Situation, in die hinein man verkündigen soll. Wenn in Predigten bei jeder Gelegenheit mit leichter Hand in massiven Urteilsprüchen der Zeitgeist in die Schranken gefordert wird, ist etwas faul. Gewiß ist die Unterscheidung der Geister ein regulärer Bestandteil der Verkündigung, aber doch nicht ihre Mitte. Und vor allem muß man – soll Kritik glaubwürdig sein – die Geister sehr genau kennen, die man unterscheiden will. Nichts gegen eine Kapuzinerpredigt, aber der betreffende Kapuziner muß sehr gut über das Bescheid wissen, worüber er redet. Wenn aber so getan wird, als seien für den kirchlichen Verkündiger die Probleme, über die sich die Weltkinder ihre Köpfe zerbrechen, mit einigen kräftigen Argumenten aus einer falschverstandenen Sicherheit des Glaubens heraus im Handstreich zu bewältigen, dann kann man zwar damit die Hörer in ihren – positiven oder negativen – Vor-Urteilen bestätigen, man führt sie aber nicht zu jener neuen Erkenntnis in der „Freiheit der Kinder Gottes“, die das Ziel der Verkündigung wäre. Ganz abgesehen davon verweigert man den Nichthörern, den Distanzierten oder wie man sie immer nennen mag, die Solidarität, wenn man so tut, als seien die Dinge, mit denen sie sich herumschlagen, für den Glaubenden lauter Kleinigkeiten.

Der gleiche Fluchweg, nur in umgekehrter Richtung, wird beschritten, wo man sich in das *Anbiedern* rettet. Auch damit hat wohl jeder Hörer schon seine Erfahrungen gemacht. Das ist dann eine Verkündigung im Zeichen angestrenzter „Weltlichkeit“ – die gerade darum leicht besonders weltfremd wird. Weil es schwerfällt, das zu sagen, was man eigentlich sagen will und wozu man beauftragt ist, wählt man als Richtschnur den kleinsten gemeinsamen Nenner und bemüht sich, nur ja nicht über die am weitesten verbreiteten Plausibilitäten hinauszukommen. Um ein ganz drastisches Beispiel (eine „wahre Begebenheit“!) zu wählen: weil man nicht die richtigen Worte für das Sakrament der Taufe findet, predigt man über die mangelnde Kinderfreundlichkeit der Gesellschaft.

Verdeckt kann die Sprachnot schließlich auch werden durch ausdrückliche Versuche, sie zu überwinden. Hier wäre – im Bewußtsein generalisieren zu müssen, ohne es zu wollen – an *Tendenzen der Homiletik* zu erinnern, die Verkündigung gleichsam technologisch in den Griff zu bekommen suchen. Es soll gewiß nicht das geringste dagegen gesagt werden, daß man alle zugänglichen Erkenntnisse psychologischer, soziologischer und kommunikationstheoretischer Art ausschöpft. Aber wenn dann – noch dazu von einem sehr versierten und in der Praxis

bewährten Homiletiker – als Ziel der Bemühungen angegeben wird, „den homiletischen Übermittlungsprozeß zu optimieren“ (P. Wehrle, Zur Standortbestimmung der Predigt, in: Lebendige Seelsorge, November 1977, S. 313), oder wenn es heißt, „der durch kommunikationstheoretische Erkenntnisse geschärfte Blick für die Komplexität des Predigtgeschehens“ lasse „vermehrt nach der spezifisch homiletischen Komponente suchen“ (S. 312), dann bleibt doch sehr fraglich, ob dadurch neue Sprachmöglichkeiten eröffnet werden.

Was der Hörer braucht

Neue Sprachmöglichkeiten kann man nur erhoffen, wenn – da haben die kommunikationstheoretischen Versuche im Ansatz schon recht – eine wirkliche *Sprachgemeinschaft* zwischen Verkündigern und Hörern zustande kommt (vgl. B. Welte, Religionsphilosophie, Freiburg 1978, S. 217). Das heißt zunächst, daß der Redende in sprachlicher Gemeinschaft mit seinen Hörern lebt, daß er ihre Sprachnot teilt, daß er ihre Sprache spricht, ohne sie bloß oberflächlich zu reproduzieren, sondern so, daß er ihre möglichen Tiefenschichten erschließt und ihr neue Dimensionen eröffnet. Solche sprachliche Gemeinschaft setzt allerdings *Lebensgemeinschaft* voraus, „Gemeinschaft der Interessen, der Anliegen, der Freuden und der Nöte, Gemeinschaft auch der wechselnden Lebenssituationen, alles dessen, was dem Wort ‚Leben‘ Inhalt gibt“ (B. Welte, a. a. O., S. 218). Das erfordert – und ermöglicht zugleich – einen Sprachgestus, der nicht im Zeichen des erhobenen Zeigefingers, sondern im Zeichen der ausgestreckten Hand steht.

Dabei ist zu bedenken, daß die Sprachgemeinschaft, um die es hier geht, sehr weit reichen muß. Weil christliche Verkündigung ohne den Anspruch auf *Universalität* nicht sie selber wäre, ist ihr Adressat nicht der hermetische Zirkel, sondern – jedenfalls prinzipiell – die *Öffentlichkeit*. Es ist deshalb besser, angesichts schwieriger Sprachvorsetzungen einmal ins Stottern zu kommen, Zeichen von Sprachlosigkeit sichtbar werden zu lassen, als die eigene Sprach-(und Lebens-)welt dadurch „intakt“ zu halten, daß man sich abschottet. In „offener“ Sprachgemeinschaft besteht zumindest die Chance, daß die richtigen Worte gefunden und verstanden werden.

Es kommt dann freilich auch darauf an, *wie* sie gesagt werden. Hier muß wieder ausdrücklich von der Predigt als der zentralen Form der Verkündigung die Rede sein. In den letzten Jahren und Jahrzehnten ist mit Recht eine *Rhetorik* des hohlen Pathos und der gestelzten Erbaulichkeit kritisiert und weitgehend verdrängt worden. Die Meinung, im Gegenzug nun gleich auf jede Art von Rhetorik verzichten zu können und das „Wort Gottes“ sozusagen ungeschminkt und ohne Beigaben der Redekunst sagen zu müssen, hat sich mehr und mehr als Trugschluß erwiesen. Ohne eine Kultur gesprochener Rede „funktioniert“ keine Predigt. Nicht um Verzicht auf Rhetorik geht es, sondern um die richtige Rhetorik (vgl. W. Jens, Die christliche Pre-

digt, in: *Republikanische Reden*, München 1976, S. 11 ff.). Es ist gleich langweilig, wenn der Prediger im Gewand des lauten Propagandisten auftritt, wie wenn er überhaupt nur noch „con sordino“, so gedämpft spricht, als ob er ständig um Entschuldigung dafür bitten möchte, daß er seine Hörer überhaupt belästigt.

Ohne Sinn für Rhythmus, für die angemessenen Akzente, für Wiederholungen bzw. Variationen an der richtigen Stelle usw. kann eine Predigt nicht sein. Sie kann auch nicht gelingen ohne das Gefühl für das *Verhältnis von Zeit und Aufmerksamkeit* der Hörer. Obwohl schon unendlich viel über die richtige Länge der Predigt geredet worden ist, wird die „Aufmerksamkeitskurve“ immer noch viel zu wenig berücksichtigt. Untersuchungen haben gezeigt, daß der durchschnittliche Hörer nur die ersten 3 Minuten so aufmerksam ist, daß er sich nach dem Gottesdienst noch an die Inhalte erinnern kann, daß die Aufmerksamkeit dann beträchtlich absinkt, in der siebten bis achten Minute einen neuen Höhepunkt erreicht, um dann rasch gegen Null zu streben (vgl. *L. Mohaupt/M. Seitz*, *Gottesdienst und öffentliche Meinung*, Stuttgart/Freiburg – Basel – Wien 1977, S. 145). Wenn darauf nicht durch Zeiteinteilung oder „Redekunst“ richtig reagiert wird, gehen auch diejenigen inhaltlichen Aussagen ins Leere, um die es schade ist.

Hinter der „technischen“ Frage der Rhetorik steckt ein tieferes Problem aller Verkündigung (nicht nur der Predigt). Der Verkündiger soll nicht sich selber produzieren, soll aber doch deutlich machen, daß er „dahintersteht“. Er muß sich sowohl vor der Gefahr des „falschen Subjektivismus, des törichten und eitlen Ausbreitens subjektiver Empfindungen“ hüten, wie auch vor jener des „falschen Objektivismus, der bloß etwas Richtiges aufsagen will“ (vgl. *B. Welte*, a. a. O., S. 214). Die Hörer erwarten und haben einen Anspruch darauf, daß da einer als er selber spricht, ohne sich selber zu verkündigen.

Und was erwarten die Hörer an *Inhalt*? Die Antwort ist leicht, wenn auch schwer einzuholen. Das A und O müßte die Eröffnung einer wirklichen *Gottese Erfahrung* sein in einer Sprache, die mitvollzogen werden kann. „Wir in der Kirche reden zu wenig von Gott oder tun es in einer dünnen Indoktrination, der eine wirklich lebendige Kraft fehlt. Wir haben zu wenig die Kunst einer echten Mystagogie in die Erfahrung Gottes gelernt und wenden sie darum

auch viel zu wenig an“ (*Karl Rahner*). In dieser Kunst muß sich Verkündigung versuchen. Von da her müssen die zentralen Inhalte der Glaubensüberlieferung in immer wieder neuen Anläufen buchstabiert werden: die absolute unwiderrufliche Selbstzusage Gottes in Jesus, der Anspruch und Trost seiner Botschaft und seines Geschicks, die Offenheit für den Geist, die Hoffnung auf ewiges Leben und so fort. Es muß je neu ausgelegt werden, was Kirche ist, was Gottesdienst, was Eucharistie bedeutet. Und es muß gesagt werden, was das alles für die Menschlichkeit des Menschen besagt, inwiefern das „zu seinem Heil“ ist und was das für Konsequenzen in den verschiedenen Bereichen und Situationen seines Lebens von ihm verlangt. Wenn man das sagt, ist schon das Selbstverständliche mitgesagt, daß Verkündigung nur gelingen kann, wenn sich der Stromkreis zwischen Glaubensüberlieferung und gegenwärtiger Erfahrung schließt (vgl. ds. Heft, S. 391 ff.).

Nicht nur reden

Die Aufgabe ist so groß, daß die Sprachnot, in der man sich ohnehin vorfindet, nur noch wachsen zu können scheint. Wo man die Größe der Herausforderung nicht unterschätzt, ist man aber am ehesten dagegen gefeit, sich an ihr vorbeizumogeln. Man kann das rechte Wort nur finden, wenn man weiß, daß man es suchen muß. Das kann zu einer „Rhetorik der Frage“ (Walter Jens), zu einer vorsichtigen Sprache führen, die mehr suchend als besitzend ist, die aber durch Redlichkeit Überzeugungskraft ausstrahlen kann und die nicht in Gefahr ist, eine tiefere Unsicherheit kompensierende Selbstsicherheit mit dem „Feststehen“ in Glaube, Hoffnung und Liebe zu verwechseln. Eine solche Sprache weiß von sich selber, daß ihr Gelingen nicht verfügbar ist (ohne daß sie sich das zur Ausrede werden ließe: es ist ja nicht so wichtig, was ich sage, Verkündigung kann man nicht „machen“) – und daß es nicht allein auf das Reden (oder Schreiben) ankommt. Sie weiß nämlich, daß es auch „Verkündigung“ sein kann, zu schweigen, solange man nicht die rechten Worte findet, und sie weiß, daß das, was gesagt wird, eingelöst werden muß, indem man „die Wahrheit tut“. Wenn man Sprachnot wahrnimmt, kann eine Tugend aus ihr werden.

Hans Georg Koch

Vorgänge

Kirchen in der DDR gegen Wehrerziehung

Wie nicht anders erwartet, ist es in der DDR wegen der Einführung des Fachs Wehrerziehung zu Auseinandersetzungen zwischen der Staatsführung

und den Kirchen gekommen. Der Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR und die Berliner Bischofskonferenz haben gegen die für das

kommende Schuljahr geplante Einführung der Wehrkunde als Pflichtfach Stellung genommen. Sie taten es in unterschiedlichen Formen und zu